Nr. 471. 39. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Freitag, 16. September 1910

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die notwendige Forderung.

Frankfurt a. O., 16. September. (W. T. B.) Nach vorläufiger amtlicher Feststellung erhielten bei der Reichstagserfatzwahl im Wahlkreise Frankfurt a. O.-Lebus Schuhmachermeister Faber-Frankfurt a. O. (Soz.) 14 316, Geheimer Archivrat Winter-Magdeburg (Natl.) 7757 und Arbeitersekretär Dunkel-Berlin (Kons.) 6595 Stimmen.

Der gestrige Tag hat in Frankfurt an der Oder nach der vorläufigen amtlichen Feststellung die Entscheidung noch nicht gebracht. Es fehlen dem sozialdemokratischen Kandidaten Faber 165 Stimmen an der absoluten Mehrheit. Der nationalliberale Kandidat Dr. Winter hat manche Fehler begangen. Es hat sich unseres Erachtens viel zu viel mit den Konservativen eingelassen. Aber jetzt ist nicht die Zeit, mit ihm abzurechnen. Die entschiedenen Liberalen haben sich für ihn erklärt, und es versteht sich von selbst, daß sie in der Stichwahl bis auf den letzten Mann für ihn eintreten müssen. Daß es geschehen wird, daran zweifeln wir auch nicht im mindesten.

Ob dieses selbstverständliche Eintreten sämtlicher liberalen Wähler für Herrn Winter genügen wird, um seine Wahl durchzusetzen, das hängt allerdings von der Haltung der konservativen und christlich-sozialen Wähler ab. Vielleicht hat Herr Winter sich um diese Stimmen zu sehr bemüht. Daß die Konservativen und der Bund der Landwirte die offizielle Aufforderung ergehen lassen dürften, für Winter zu stimmen, das darf man wohl voraussetzen; daß aber die Wähler des konservativen Arbeiterkandidaten Dunkel sich sämtlich auf die liberale Seite schlagen sollten, das erscheint uns höchst zweifelhaft. So mancher Arbeiter, der im ersten Wahlgange für Dunkel stimmte, wird geneigt sein, bei der Stichwahl nicht für den Geheimen Archivrat Winter, sondern für den Schuhmachermeister Faber zu stimmen. Die Aussichten sind deshalb bei der bevorstehenden Stichwahl für den liberalen Kandidaten nicht sehr günstig. Aber man soll nie eine Schlacht, solange sie noch schwankt, verloren geben, und wir erwarten deshalb, daß die liberalen Parteien die Zeit bis zu dem Stichwahltage ausnützen, um wenigstens, wenn ihnen der Sieg nicht beschieden sein sollte, mit Ehren abzuschneiden.

Das gestrige Wahlergebnis ist nach mehr als einer Hinsicht außerordentlich lehrreich. Der Zuwachs der sozialdemokratischen Stimmen ist an sich gar nicht so groß. Der sozialdemokratische Kandidat Faber hat gegenüber dem Dr. Braun, der im Januar 1907 für die Sozialdemokratie kandidierte, nur einen Stimmenzuwachs von 1928 Stimmen erzielt. Das ist nicht gerade viel, da der Wahlkreis Frankfurt-Lebus in der Zwischenzeit um mindestens 2000 Wähler zugenommen haben dürfte. Aber dieser an sich geringfügige Zuwachs ist vielleicht entscheidend, weil die bürgerlichen Parteien aller Richtungen einen erheblichen Verlust an Wählerstimmen zu verzeichnen haben. Die Nationalliberalen haben nach der vorläufigen amtlichen Feststellung 2313 Stimmen verloren. Bei den Konservativen beträgt der Verlust, wenn man ihnen die 228 Stimmen zurechnet, die im Jahre 1907 auf den Abgeordneten Erzberger abgegeben wurden, etwa 1400 Stimmen. Das sind 3700 Stimmen, denen auf der sozialdemokratischen Seite nur ein Gewinn von 1928 Stimmen gegenübersteht. Mit anderen Worten, es haben diesmal 1800 Wähler weniger abgestimmt als im Januar 1907. Aber damit wird die heutige Situation noch nicht einmal in genügender Schärfe gekennzeichnet. Man muß auch die zweitausend Stimmen hinzurechnen, die seit 1907 im Wahlkreise Frankfurt-Lebus hinzugekommen sind. Dann kommt man zu dem Ergebnis, daß die Zahl der Nichtwähler, die im Jahre 1907 in diesem Wahlkreise nur 5439 betragen hatte, auf mindestens 9000 angewachsen ist.

In diesen beiden Richtungen haben sich ja überhaupt die Nachwahlen des letzten Jahres bewegt. Auf der einen Seite muß immer wieder ein Anwachsen der radikalen Stimmen konstatiert werden; auf der anderen Seite hat sich die Partei der Nichtwähler wieder sehr vergrößert. Anders ausgedrückt, in dem Wahlkreise Frankfurt an der Oder ist die Wahlbeteiligung von 84 Prozent auf etwa 76 Prozent zurückgegangen. Beide Tendenzen, der Rückgang der bürgerlichen Wähler und das Anschwellen der sozialdemokratischen Wähler, wirken naturgemäß zusammen. Als Diagonale dieser Kräfte ergibt sich ein beständiges Anwachsen wie der sozialdemokratischen Stimmen so der sozialdemokratischen Abgeordneten. Acht neue Sitze hat die Sozialdemokratie seit dem 1. Juli v. J. bereits gewonnen. Der neunte kommt vielleicht schon in Frankfurt hinzu. Es wird zum mindesten nicht ganz leicht werden, dem liberalen Kandidaten zum Siege zu verhelfen.

Eins steht schon heute unwiderleglich fest, daß nämlich die politische Situation seit 1907 sich völlig gewandelt hat. Die Blockpolitik ist ausgelöscht worden. An ihre Stelle ist der schwarzblaue Block getreten. Fürst Bülow hat seinen Abschied genommen; an seine Stelle ist Herr v. Bethmann Hollweg getreten, der in der Frage der Finanzreform wie des Gottesgnadentums sich auf einen völlig anderen Boden als sein Vorgänger gestellt hat. Ja, man kann sogar die Frage aufwerfen, ob auch nur noch die Mehrheit besteht, die im vorigen Jahre die Reichserbschaftsteuer zu Fall brachte.

Siehe, es ist alles neu geworden! Die politischen Voraussetzungen haben sich geändert, die Richtung der Regierung hat sich geändert, die Stimmung im Volke hat sich ganz gründlich geändert. Da verstünde es England ganz von selbst, daß die Regierung an die Wähler appelliert, um neue Instruktionen zu erhalten. Ein englischer Premierminister, der es wagen würde, etwa nach Art des Herrn v. Bethmann Hollweg noch weiter zu regieren, ohne die Wähler zu befragen, würde über Nacht gestürzt werden. Nun haben wir freilich kein parlamentarisches System. Es mag auch sein, daß sich Herr v. Bethmann Hollweg noch ein Jahr lang nützlam über Wasser halten kann. Aber was will er denn eigentlich noch erreichen? Glaubt er ernstlich, daß mit dem jetzigen deroutierten Reichstag, über dem das Damoklesschwert des Volkswillens hängt, noch irgend eine positive Arbeit zu leisten sei? Im nächsten Winter werden zahllose Reden aus dem Reichstage zum Fenster hinaus gehalten werden. Darin wird sich die Leistungsfähigkeit des Reichstages erschöpfen.

Allerdings, der Moment einer Reichstagsauflösung wäre für Herrn v. Bethmann Hollweg und den blauschwarzen Block nicht günstig. Aber hofft er wirklich, daß ihm die Galgenfrist des kommenden Winters eine zugkräftige Wahlparole in den Schoß werfen wird? In diesem Falle müßte schon ein Mirakel geschehen. Die notwendige Forderung ist heute, wo man weiß, wie das Volk denkt, die Auflösung des Reichstages und die Ausschreibung von Neuwahlen. Sobald sich einmal mit voller Klarheit herausgestellt hat, daß sich im Volke ein gründlicher Stimmungswechsel vollzogen hat, kann es sich für die Regierung nur noch darum handeln, die Konsequenzen aus der veränderten Situation zu ziehen.

Freilich, wir leben nicht in einem parlamentarisch regierten Lande. Aber auch für die rückständigen Zustände im Deutschen Reich vermögen wir in einer Verlängerung der herrschenden Krise keinen Vorteil zu erblicken. Die Frankfurter Wahl hat nur bestätigt, was man längst wußte, daß es nämlich zu einer klaren Entscheidung kommen muß. Wir fürchten freilich, daß Herr v. Bethmann Hollweg, um noch ein Jahr lang „fortwursteln" zu können, dieser Notwendigkeit so lange als irgend möglich ausweichen wird. Aber es muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß Herr v. Bethmann Hollweg heute zwischen zwei Stühlen sitzt. Er hat nicht bloß die konstitutionellen Garantien des November 1908 leichtherzig preisgegeben, sondern er ist auch genötigt, sich im Reichstage auf eine Mehrheit zu stützen, die von den Wählern längst preisgegeben worden ist. Lösen Sie den Reichstag auf, Herr Reichskanzler!

* * *

Der Rechenfehler von Frankfurt a. O.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Frankfurt a. O., 16. September.

Die Nachricht von dem angeblichen Siege des sozialdemokratischen Kandidaten Faber über die vereinigten Liberalen, der neu den ersten Feststellungen mit einer Majorität von etwa 1700 Stimmen errungen sein sollte, brachte den Sozialdemokraten eine nur kurze Siegesfreude. Als gestern gegen 10 Uhr abends ein Extrablatt der nationalliberalen „Oder-Zeitung" die Nachricht verbreitete, brachten die Sozialdemokraten ihrem gewählten Genossen vor dem Gewerkschaftshause begeisterte Ovationen dar. Dagegen herrschte im liberalen Lager große Niedergeschlagenheit. Hatte man auch nicht angenommen, daß der Kandidat der vereinigten Liberalen Dr. Winter im ersten Wahlgang gewählt werden würde, so hoffte man doch festenfest, daß es zu einer Stichwahl kommen würde. Als dann aber im liberalen Wahlbureau gemeldet wurde, der Sozialdemokrat habe gesiegt, herrschte nun so größere Bestürzung. Der Kandidat Dr. Winter begab sich zu Bett, während die Leiter der hiesigen nationalliberalen Partei sich im Deutschen Hause noch zu einer Besprechung zusammenfanden. Gegen 10 Uhr, nach Bekanntgabe der angeblichen Niederlage, war eine größere Schar Gymnasiasten vor das Kaiser-Wilhelm-Denkmal gezogen und sang dort „Heil dir im Siegerkranz". In der Aktienbrauerei hielt gleichzeitig der Vorstände des nationalliberalen Wahlvereins, Justizrat Löser, an die versammelten liberalen Wähler eine Ansprache, in der er seinem Bedauern über die vermeintliche Niederlage mit tiefer Rührung Ausdruck gab.

Gegen 12 Uhr wurde dem Justizrat Loeser von mir gemeldet, daß bei der Zusammenzählung der einzelnen Wahlresultate ein Irrtum untergelaufen sei, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach doch eine Stichwahl zwischen Dr. Winter und Faber notwendig werden würde. Diese Nachricht rief naturgemäß eine ziemliche Aufregung hervor, und als dann gegen ½1 Uhr der Landrat des Kreises Lebus auf telephonische Anfrage mitteilte, daß eine Stichwahl notwendig sei, und daß tatsächlich ein Irrtum vorliege, verwandelte sich die Niedergeschlagenheit der Liberalen in Freude.

Anders bei den Sozialdemokraten. Im Gewerkschaftshause herrschte bis spät in die Nacht hinein viel Leben, man konnte und wollte auch nicht daran glauben, daß die erste Nachricht von dem Siege Fabers falsch sei. Erst als das vorläufige Ergebnis der amtlichen Zählung des Landrats bekannt wurde,

Feste für den Magen.

Von [Nachdruck verboten.]

Max Hochdorf.

Brüssel, im September.

In diesem Ausstellungssommer haben mich alle alten und neuen Freunde besucht. Sie waren alle von rührender Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Sie wollten nur, daß ich sie sehr billig und bequem einquartiere, daß ich sie auf der Ausstellung während des Tages und durch die Freuden der Hauptstadt während der Nacht sachkundig geleite. Jeder, der kam, nahm meine Zeit, meine gute Laune, meine Gesundheit — und wenn er gerade noch kein belgisches Geld besaß, auch meine Börse — für neunzehn Stunden von den vierundzwanzig des Tages in Anspruch. Uebrigens bestand jeder der guten, der ewigen, mich und meine Arbeit innig verehrenden Freunde darauf, daß ich mich sonst durch ihre Gegenwart in keiner Weise stören lasse, daß ich um Gottes Willen meinen Tagesgewohnheiten nachgehe und ihnen nur die erwähnten armseligen neunzehn Stunden von den vierundzwanzig des Tages widme.

Ich habe sie alle geführt und habe mir dabei eine vollkommene unübertreffliche Kenntnis der Brüsseler Restaurants erworben. Ich bin den großen aus dem Wege gegangen und habe die kleinen, entlegenen, nur dem Einheimischen vertrauten aufgesucht. Dort ist es nämlich eine Lust zu hausen. Dort kann ein kräftiger Mann seinem Magen Feste bereiten, die ihm unvergeßlich bleiben müssen. Ich selber habe mir bei dieser ununterbrochenen Reihe von Festen den Magen fürs ganze Leben ruiniert. Aber ich kann mit Genugtuung behaupten, daß alle meine Freunde Brüssel in dem Bewußtsein verlassen haben, dort im Zentrum der besten Austäufe, Kalbs-, Rinds- und Hammelkeulen, der kostbarsten Hechte, Lachse und Forellen gewesen zu sein.

Der Fremde fürchtet sich, in die Bürgerkneipen um den Fischmarkt zu gehen. Was kann's dort Gutes geben beim „kleinen Löwener" oder bei Justine? Was es dort Gutes geben kann? Am besten fährt dort, wer sich tüchtig ausgehungert hat. Dann kommen die Flore oder die Marieke oder die Finsche, lauter Damen mit Doppelzentnergewicht, deren Zier das dreifache Kinn und ein Gebirge von Busen sind. Münchener Kellnerinnen sind schwach, mager, auch viel zu jugendlich im Vergleich zu den Kellnerinnen beim kleinen Löwener. Sie reden viel besser Flämisch, als sie das Französische radebrechen. Sie machen nicht viel Federlesens mit dem Gaste durch Höflichkeit und Lächeln. Aber wie der Fisch im Munde zerschmilzt, den sie auftragen! Zu einfachem Preis gibt es dreifache Portionen. Das liebt der Brüsseler Bürgersmann. Er hält sich nicht lange bei der Gabel auf; er spaltet alles, Fisch oder Fleisch, Kuchen oder Käse mit einem haarscharfen Messer, und er häuft die hohen Bissen auf der Messerfläche, und er läßt das alles tief, tief in den dunklen Rachen gleiten. Er liebt es wild, zierlich zu kauen, er schluckt und drückt, daß ihm die Tränen aus den Augen kollern; und hierauf wischt er das Fett von den Lippen, die nicht bleichsüchtig sind; und hierauf wischt er die Tränen aus den Augen, die selig sind. Seine Serviette ist nicht elegant, sondern praktisch, sie wird um den ganzen Leib gewickelt und im Genick mit zwei handfesten Knoten verbunden. Die Stoffers und ich beim kleinen Löwener zum erstenmal die Augen aufgerissen haben!

Da kamen die Esser. Sie rüsteten sich zum Mahle wie zu einer Schlacht. Erst wurde alles beengende Kleiderzeug gelockert. Die Manschetten wurden auf dem Kaminsimse zusammengestellt. Dort standen sie, weiß, auch schon ins Schwärzliche übergehend, sie standen wie die Gewehre vor der Kasernenwache. Die Esser seufzten, stöhnten, stopften. Ihre Augen tränten, ihre Gurgeln tranken. In jeder Stadt Flanderns ist der Bierbrauer König, heißt ein Sprichwort. Die Frauen streifen die Blusenärmel in die Höhe, um frei fechten zu können. Und die Teller, die Schüsseln, Schalen, Krüge, Kasserolen wandern über den Tisch. Sie lassen alle eine fette, deutliche Spur ihres Inhalts auf dem Tischtuch. Hier gibt es nichts zu verbergen; der Gast, der neu kommt, braucht nicht mehr auf die Speisekarte zu blicken, er braucht nur auf die Tischtücher zu blinzeln, und er weiß, was gerade gut und gar ist. Da kommt nichts auf den Tisch als prämiiertes Vieh, das auf den Preisausstellungen gekrönt worden ist. Man muß solch flandrisches Schwein, solchen flämischen Ochsen gesehen haben. Er trägt alle Medaillen seiner Ehren, gleich einem Manne, auf der mächtigen Brust. Er selbst oder seine ebenbürtige Verwandtschaft kommen hier allein auf den Tisch. Hier wird die alte Tradition gepflegt, die Emile Verhaeren in seinen flandrischen Epopöen besingt. Der Dichter erzählt von den großen flämischen Malern, wie sie sich bezechten, wie sie die Kasserollen ausschleckten, daß ihre Nasen von der Sauce glänzten. Und was für Heldenstücke von den flämischen Fressern geleistet wurden, das weiß Verhaeren auch: Zum Beispiel Herr Nol, der Urgroßvater vom Mandus Caliz, der hat in einer Woche drei mächtige Schweine aufgegessen. Oder der Jan Klaverbonk, der hat an einem Abend vier ganze Schinken bis zum Knochen verspeist und alles mit dreißig Halbliterkumpen bespült. Oder gar

„Aest Caliz, der was mit Aepfeln gehandelt,
Hat sich nicht mit Hungern und Dürsten verschandelt;
Er schluckte alles, sein Schmaus war herrlich zu schau'n,
Kalbaunen, Würste, Speck, Schweinschnauzen, Ohren und Klau'n.
So ging er just ins sechzigste Jahr,
Bis seine Frau den letzten Jungen gebar."

Vom Dichter können wir auch hören, daß die Würste nicht etwa unansehnlich sind; im Gegenteil, sie sind lang wie eine Flöte. Sie sind so dick wie die Arme der Wirtin, die ein unglaublich feines Ohr hat, um aus dem Zischen, Brodeln, Summen und Singen eines jeden Topfes die Trefflichkeit eines jeden Gerichtes zu erraten.

Doch fort von dem Reiche des Fettes zu den zarteren, vornehmeren, aristokratischen Küchen. Auch sie sind nicht in den Palästen zu finden, nach denen jeder Fremde rennt. Man muß sie in den kleinen, schmalen Straßen suchen, in der Heringsgasse, in der Pfeffergasse, in der Schlächtergasse. Sie haben auch schon poetischere Namen: „Pariser Keller", „Zum zerrissenen Seidenkeyen", „Zum Gestirn" usw. Wie das geheimnisvoll ist. Und sagte mir einer, die von außen einer Spelunke gleichende Herberge zu dem „Pariser Keller" verfüge über einen der genialsten Kochkünstler der Welt, ich würde es ihm nicht glauben. Ich habe meine Freunde dorthin locken müssen mit gutem Zuspruch, mit Verheißungen, mit Grobheit und Energie. Und hierauf ist man die Kellertreppe vorsichtig hinabgeklettert, und es wird schon ganz behaglich, enge, hell und heimlich. Das Fräulein, das ewig schwarze Kleider trägt, ist die Fürstin im Keller. Ein Keller! Das Fräulein ist uralt, es hat eine lange Hakennase; das Fräulein ist spindeldürr, und es steigt von unserem Keller noch in einen Keller, von wo es den Wein heraufholt. Das Fräulein erwartet von jedem Gaste, daß er ihr persönlich für die gute Flasche dankt. Sie lebt mit den Flaschen, sie gibt sie her, wie eine Mutter mit Stolz ihr gutgeratenes Kind zeigt. Das Fräulein ist entzückt, wenn sie Gefallen mit ihrer Flasche findet. Sie zeigt die Flasche erst, wie sie vom Staube bedeckt und grau ist. Dann geht sie zum Buffet und bringt das Glashaus zurück, sorgfältig abgerieben und mit